

---

## Casino Royale

Barbara Tuchmans Klassiker über die Anfänge des Ersten Weltkriegs

---

Zum Gedenken an August Jacobi (1896–1975),  
Gefreiter im 12. Königlich-Bayerischen Infanterieregiment bei Verdun.

Von wegen alles gesagt! Zum Ersten Weltkrieg wird wohl nie das letzte Wort gesprochen sein, auch wenn in der anhaltenden Debatte über den Kriegsausbruch vor hundert Jahren hin und wieder dieser Eindruck erweckt wird. Zwar sind die Emotionen der Streitereien über Deutschlands vermeintliche Alleinschuld nur noch in Spurenelementen vorhanden – künstlich am Leben erhalten oder zu neuem Leben erweckt aus Gründen, die viel mit Aufmerksamkeitsökonomie und wenig mit Wissenschaft zu tun haben. Aber zugleich gibt es, wie die Flut einschlägiger Publikationen zeigt, eine Vielzahl neuer und auf absehbare Zeit kontroverser Fragen: Welche Spuren hat dieser Krieg hinterlassen? Reicht sein Erbe bis in die heutige Zeit? Und umgekehrt: Wie beeinflusst unsere Gegenwart die Deutung des Vergangenen, wie viel Zeitdiagnose steckt in der Zeitgeschichte?<sup>1</sup>

Wer sich dem Thema auf diese Weise nähert, wird an einem 1962 erstmals in den USA publizierten und seither in zig Auflagen weltweit vertriebenen Buch Gefallen finden: *August 1914* oder (im amerikanischen Original) *The Guns of August* von Barbara Tuchman. Dass dieses Werk in mancher Hinsicht antiquiert ist, etwa mit Blick auf die Alltagsgeschichte des Krieges oder dessen transnationale Verflechtungen weit hinter neueren Forschungen zurückbleibt, liegt in der Natur der Sache und ist deshalb ein lässlicher Einwand. Befremdlich ist aus heutiger Sicht eher die Nonchalance, mit der sich Tuchman einer eingehenden Darstellung Österreich-Ungarns entledigt, oder dass sie die Julikrise nur in groben Zügen skizziert, obwohl die relevanten Quellen bereits zu ihrer Zeit nahezu vollständig zur Verfügung standen. Trotzdem: *August 1914* gilt zu Recht als Klassiker, weil die Autorin mit einer ausgeklügelten narrativen Strategie Sichtachsen in einem diskursiv

1 Dieser Aufsatz geht auf das 13. *Berliner Colloquium zur Zeitgeschichte* zurück, das am 6. und 7. Dezember 2013 unter dem Titel »Wiedergelesen: Barbara Tuchman, *August 1914*« stattfand. Ich danke allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern für ihre Anregungen, die zahlreich in den vorliegenden Text eingeflossen sind.

überwucherten Terrain freilegt. Ihr hauptsächliches Interesse gilt der übersteigerten Angst vor einer Entwertung militärischer Machtmittel, der nicht minder maßlosen Sorge vor dem Verlust politischer Glaubwürdigkeit und schließlich dem Unwillen oder der Unfähigkeit der Akteure, einen einmal eingeschlagenen Kurs trotz erkennbar ruinöser Kosten zu korrigieren. Damit wird das Jahr 1914 einerseits als Fluchtpunkt weit in das 19. Jahrhundert zurückreichender Traditionslinien, andererseits als Ursprung von Verwerfungen markiert, die auch ein Jahrhundert später noch für Irritationen sorgen.

### *I. Sichtachsen*

Dass seit der Jahrhundertwende eine nervöse Spannung über Europa lag, wird zu Recht immer wieder betont. Ob in der britischen Kriegsakademie oder bei französischen Führungsoffizieren, ob in St. Petersburg oder Berlin: Überall künden die Hinterlassenschaften der Zeit von einer mitunter ins Paranoide ausufernden Zukunftsangst. Jede Seite gab sich überzeugt, alsbald Opfer einer Aggression zu werden, die Rede vom »unvermeidlichen Krieg« hatte sich wegen ihres alltäglichen Gebrauchs fast schon verschlissen. Und Schuld hatten, selbstverständlich, stets die anderen. »[Frankreich muss] unbedingt aufhören, uns zu provozieren und zu ärgern«, meinte etwa der Chef des deutschen Generalstabs, Helmuth von Moltke, im November 1913. »Wir haben jetzt genug davon, ständig auf dem qui vive sein zu müssen.« Nach Unterschieden zwischen Spitzenpolitikern und Militärs zu suchen, erübrigt sich, so sehr hatten sich alle in ihrer grenzüberschreitenden Semantik dumpf dräuenden Unheils einander angeglichen.<sup>2</sup>

Unter den vielfältigen Ursachen dieser pandemischen Aufladung hat Barbara Tuchman eine mit Nachdruck und weit früher als andere Historiker betont: die Angst, militärisch ins Hintertreffen zu geraten und als Militärmacht nicht ernst genommen zu werden. Frankreich führte ein nicht enden wollendes Selbstgespräch über die Schmach von 1870/71; Russland wollte partout den seit dem Krieg gegen Japan »angeschlagenen Waffenruhm« wiederherstellen; Großbritannien fürchtete, keine Mittel gegen eine hegemoniale Neuordnung des europäischen Festlands aufbieten zu können; Österreich-Ungarn deutete die Unruhen an der Peripherie des Vielvölkerstaates als provokante Herausforderung ums Ganze – und das kaiserliche Deutschland pflegte Ohnmachtsfantasien im schrillen Wehklagen über seine angebliche

<sup>2</sup> Helmuth von Moltke, zitiert in: Barbara Tuchman, *August 1914*, übers. von Grete und Karl-Eberhardt Felten, Frankfurt am Main 2013 [1964], S. 119. Zur allgemeinen Verbreitung dieses Diskurses siehe ebd., S. 35, 48, 57, 212.

»Einkreisung«. Das Ergebnis war eine auf merkwürdige Weise janusköpfige Politik: Mit der Demonstration der eigenen Kriegs- und Abwehrbereitschaft war es nicht getan. Man musste zugleich die militärischen Fähigkeiten und den Kampfeswillen der anderen demonstrativ in Frage stellen, sei es symbolisch, sei es real – daher das ewige Bramarbasieren, daher auch die fixe Idee Berlins, mit England in der Flottenrüstung gleichziehen zu müssen. Europa wurde zur Bühne eines Überbietungswettbewerbs um Kriegskompetenz, begleitet von der Versuchung, diese Kompetenz bei günstiger Gelegenheit auch praktisch unter Beweis zu stellen.<sup>3</sup>

Die hektische Suche nach Wegen in eine machtsichere Zukunft führte einmal mehr schnurstracks in die Vergangenheit. In Barbara Tuchmans Worten: »Geschlagene Schlachten üben ebenso wie tote Generale einen gespenstischen Zwang auf das militärische Denken aus, und die Deutschen rüsteten nicht anders als andere Völker auch für den letzten Krieg.«<sup>4</sup> Sie paraphrasierte damit neben vielen anderen den russischen Kriegsminister, General Wladimir Suchomlinow, der seine im Krieg gegen die Türkei 1877 gesammelten Erfahrungen als »für alle Zeiten gültig« erklärte.<sup>5</sup> Das ist der Stoff, aus dem Dogmen gefertigt werden – in diesem Fall der Kult der Offensive und Fixierung auf eine schnelle Entscheidungsschlacht. Anderes war in den hier wie dort verfassten Kriegsplänen nicht vorgesehen; weshalb man diesen Begriff auch meiden und stattdessen von Kriegseröffnungsplänen sprechen sollte. Defensivoptionen waren ebenso verpönt wie taktische und strategische Überlegungen für einen Krieg von mehr als sechs Monaten, materielle Vorbereitungen für eine langwierige Konfrontation schienen überflüssig – zumal man davon ausging, dass die zusehends globalisierte Wirtschafts- und Finanzwelt nur eine kurzfristige Betriebsstörung akzeptieren würde. Warum also sollten Rezepturen, so das Esperanto der Experten, mit denen einst militärische Kompetenz erwirtschaftet worden war, ihre Wirkung über Nacht eingebüßt haben?<sup>6</sup>

Die Warnungen vor einem »langen« oder »katastrophalen Krieg« passen durchaus in dieses Szenario. Was nämlich die Zeitgenossen darunter verstanden, war alles andere als klar. In der Vorstellungswelt des 19. Jahrhunderts hatten bereits mehrere Wochen als lang gegolten. Ein Blick auf den amerikanischen Bürgerkrieg hätte dieses Bild gewiss korrigieren können – so er denn rezipiert worden wäre. Auch konnte »Katastrophe« alles Mögliche bedeuten, von der Störung gewohnter

3 Ebd., S. 13, 35, 37f., 60f., 65, 130, 346f.

4 Ebd., S. 30.

5 Ebd., S. 69.

6 Ebd., S. 30, 65f., 71, 130–132, 345–349.



Kriegsminister Wladimir Suchomlinow in seinem Büro 1912. Sein konservatives Verständnis vom Krieg brachte das Zarenreich nach Ausbruch des Konflikts schnell in Schwierigkeiten.

Abläufe über eine Veränderung der politischen Landkarte bis hin zur sozialen Revolution. Und nicht zuletzt wussten Militärs nur zu gut, dass düstere Prognosen ein probates Mittel in der parlamentarischen Auseinandersetzung um höhere Rüstungsetats waren. Wie auch immer: Selbst der wiederholt als Cassandra auftretende Helmuth von Moltke ließ seinen Worten keine Taten folgen. Es wäre, so Tuchman, »wider die menschliche Natur – und gegen die der Generalstäbe – gegangen, hätte er aus dieser seiner eigenen Prophezeiung die Konsequenz gezogen«. <sup>7</sup> In anderen Worten: Etwas zu sehen, heißt noch lange nicht, es zu verstehen. Damit formulierte die Autorin eine These, deren Plausibilität auch im Licht heutiger Forschung nicht verblasst ist: Wäre den Akteuren des Sommers 1914 tatsächlich klar gewesen, welche Art von Krieg sie riskierten – sie hätten die Notbremse gezogen. Ausrufezeichen.

Dass es kam, wie es keineswegs kommen musste, schrieb Barbara Tuchman darüber hinaus einer zeittypischen Glaubwürdigkeitsphobie zu, gespiegelt in Primärtugenden von alttestamentarischer Härte: vor

<sup>7</sup> Ebd., S. 30.

keiner Herausforderung kneifen, Entschlossenheit demonstrieren, energisch auftreten. Diesem quasireligiösen Kanon zufolge war der Nachgiebige auf Dauer nicht glaubwürdig; handlungsfähig blieb nur, wer zu seinem Wort stand, wer handelte, statt abzuwarten, wer im Zweifel das größere Risiko einging. In diesem Sinne versteifte sich Wien auf den Vorsatz, den großserbischen Träumereien ein drastisches und für Dritte nicht minder abschreckendes Ende zu bereiten. Und deshalb lösten die Bündnisverpflichtungen der Entente wie der Mittelmächte am Ende politische Kettenreaktionen aus. Auf allen Seiten gaben Politiker den Ton an, die weder ein Gespür für die unberechenbaren Konsequenzen ihres Handelns noch die Bereitschaft mitbrachten, sich in die Lage von Konkurrenten und Gegnern zu versetzen. Derlei Eigenschaften verkümmerten im Schatten des besessenen Strebens nach Glaubwürdigkeit und inmitten einer Kultur, die Tuchman mit leicht fröstelndem Unterton kenntlich macht: »Im Jahr 1914 war ›Ruhm‹ noch ein Wort, das man aussprechen konnte, ohne dass es peinlich wirkte, und Ehre war eine vertraute Vorstellung, an die das Volk glaubte.«<sup>8</sup>

Aufs Ganze gesehen blieb das Zocken bei Hofe wie in den Staatskanzleien attraktiv, weil es in der Vergangenheit ohne große Blessuren ausgegangen war. Beispielsweise 1909, als Russland unter massivem Druck sein Einverständnis zur österreichischen Annexion von Bosnien und Herzegowina gegeben hatte, oder im Oktober 1913, als Belgrad ohne Rückendeckung des Zaren vor einem Wiener Ultimatum eingeknickt war. Und nicht zuletzt ließen sich auch die Balkankriege als Beleg der Möglichkeit eines gefahrlosen Draufsatteln zitieren. Man konnte diese Erfahrungen als Einladung zum Weitermachen begreifen oder als Aufforderung, den Gegenspielern fortan ihre ureigene Medizin zu verabreichen. Im einen wie im anderen Fall hieß die Devise: Einsatz erhöhen, alles auf Rot, alles auf Schwarz. Zusammen mit der narkotisierenden Rede, dass Europa keinen Krieg riskieren oder sich allenfalls kurze Waffengänge leisten könnte, ergibt dies das Bild einer von selbstfabrizierten Fallen zugestellten politischen Landschaft. Jahre später fand Barbara Tuchman mit dem Titel eines neuen Buches auch dafür die adäquate Umschreibung: »Die Torheit der Regierenden«.<sup>9</sup>

Dass irgendwann jemand seine Karten überreizen würde, ist keine Überraschung. Erstaunlich bleibt vielmehr, warum man nach Kriegsbeginn den Dingen ihren Lauf ließ, obwohl bereits Ende August 1914 der zu entrichtende Preis für ein bedenkenloses Weitermachen ab-

8 Ebd., S. 114.

9 Ebd., S. 79–81, 119, 130–132, 347ff. Vgl. dies., *Die Torheit der Regierenden*. Von Troja bis Vietnam, Frankfurt am Main 1991 (englische Originalausgabe: *The March of Folly*. From Troy to Vietnam, New York 1984).

sehbar war. Dieser Frage widmet Tuchman weit über die Hälfte ihres Buches – mit guten Gründen, gilt es doch, unterschiedliche Faktoren zu identifizieren und zu gewichten. Besonders schwer wog der emotionale Code der Epoche, jenes in allen Nationen konsumierte Gebräu aus patriotischem Stolz und Angst vor dem Verlust von Ehre, Ansehen und Würde. Darin gediehen Phantasmen jedweder Art: die von allen Kriegsparteien gehegte Vorstellung eines gerechten, weil ausschließlich zur Verteidigung geführten Kampfes; die Rede von der existenziellen Bedrohung der eigenen Lebensweise; und nicht zuletzt das Geraune von der moralisch, kulturell und politisch verjüngenden Kraft des Krieges, das in Frankreich und den USA aufs Engste mit der Behauptung einer unerfüllten zivilisatorischen Mission verknüpft war. Dass die Achsenmächte ein dämonisches Gespann bildeten, mit dem ein vorzeitiger Friedensschluss weder möglich noch wünschenswert war, propagierte die Entente spätestens nach der deutschen Brandstiftung von Löwen in der letzten Augustwoche 1914. Umgekehrt münzte Deutschland die alliierte Forderung nach einer Niederwerfung des preußischen Militarismus und dem Sturz der Hohenzollern in die Parole des Durchhaltens bis zum totalen Triumph um. Im Grunde hätte es der symbolischen Überhöhung eines Siegfriedens als Trost für exorbitante menschliche und materielle Opfer gar nicht mehr bedurft. Sämtliche Kriegsparteien hatten sich ohnehin bereits zu Gefangenen der eigenen Propaganda gemacht.<sup>10</sup>

Binnen weniger Wochen war also das Fundament zwischenstaatlicher Beziehungen erodiert: Vertrauen. Zwischen den Mühlsteinen moralischer Selbstüberhöhung und gedankenlosem Einklagen von Regimewechseln zerrieben, konnte es sich nicht mehr regenerieren. Stattdessen standen die politischen Giftpflanzen der Vorkriegszeit in voller Blüte. Jeder unterstellte jedem nur noch das Übelste – die Deutschen den Briten eine unheilbare Heimtücke, die Franzosen dem »aus einer Kanonenkugel ausgebrütet[en] Preußen« einen genetischen Vernichtungswillen, die Russen den Österreichern einen undurchschaubaren Drang zur Verschwörung und die Österreicher ihren Feinden von allem etwas. Konsequenterweise unterbreitete die Entente vor der endgültigen Entscheidung auf den Schlachtfeldern gar keine Friedensangebote. Dass die Avancen der Mittelmächte 1916 und 1917 ins Leere liefen, lag an ihrer erkennbar intriganten Absicht. In einer Welt aber, in der niemandem mehr zu trauen ist, dürfen sich auch Paranoiker zu Recht verfolgt fühlen: Ironischer hätte der Schlusspunkt unter ein Kapitel selbstverschuldeter Lähmung kaum klingen können.<sup>11</sup>

10 Tuchman, *August 1914*, S. 62, 126, 130, 134, 143, 279, 327, 329f., 337–340, 356, 461.

11 Ebd., S. 8, 11, 13.

## II. Zeitgeschichte und Zeitdiagnose

Barbara Tuchman spielt mit keinem Wort auf die Konfrontation der Supermächte nach 1945 an. Und doch ist offensichtlich, dass ihre Lesart des Jahres 1914 unter dem Eindruck des Kalten Krieges steht und dass sie umgekehrt mit dem Blick in die Vergangenheit das politische Terrain ihrer eigenen Zeit kartografieren will. Im Vorwort zu einer Wiederauflage macht sie 1988 den bis dahin unverständigen Teil des Publikums auf diese hintergründige Absicht aufmerksam – mit dem dezenten Hinweis auf einen Rezensenten, der Tuchman entsprechend interpretiert hatte.<sup>12</sup> Wesentlich deutlicher äußerte sich John F. Kennedy. Nach der Kubakrise vom Oktober 1962 verschenkte er das Buch an enge Berater und ausländische Staatschefs, beeindruckt von Tuchmans Sichtachsen und ihrer Warnung vor einem durch Selbstüberschätzung, Leichtsinn und Ignoranz herbeigeführten Flächenbrand. Einer plumpen Parallelisierung redete Kennedy ebenso wenig das Wort wie Tuchman. Es ging vielmehr um politische Denkhaltungen und Einstellungsmuster von bemerkenswerter, auch durch Katastrophen nicht zu erschütternder Hartnäckigkeit.

Tatsächlich lässt sich das elementare Reizthema des Kalten Krieges in der politischen Grammatik des frühen 20. Jahrhunderts beschreiben: Angst vor dem Verlust von Kriegsführungsfähigkeit. Atomwaffen hatten das militärische Drohpotenzial zwar ins Unermessliche gesteigert, aber den Krieg als Mittel der Politik entwertet. Die sichere Vernichtung des Feindes war nur um den Preis der eigenen Auslöschung zu haben, denn von ebenjenen Waffen, die für die Gewährleistung größtmöglicher Sicherheit angehäuft wurden, ging zugleich eine maximale Gefahr aus. Folglich war selbst in einem ideologisch verseuchten Streit um geopolitische Führung Zurückhaltung geboten – zumindest auf der nördlichen Halbkugel. Dessen ungeachtet galt nach wie vor die traditionelle Maxime, dass Weltmacht auf Dauer nur sein kann, wer zum Einsatz aller Instrumente, gerade auch der militärischen, bereit ist – oder zumindest eine derartige Bereitschaft simuliert. Die Angst vor der Bombe durfte mithin nicht als Verängstigung in Erscheinung treten. Von dieser prekären Logik handelt die Theorie und Praxis der Abschreckung oder die Androhung des Weltuntergangs im Modus der Vernebelung.

Glaubwürdig abschrecken hieß also, den Gegner einschüchtern, verunsichern und im Unklaren lassen. Nie sollte er ein verlässliches Bild von gegnerischen Kapazitäten und Absichten gewinnen oder robuste Berechenbarkeit unterstellen können. So wollte John Foster Dulles sein

12 Barbara Tuchman, *Guns of August*, New York 1988, S. xx.

vielzitiertes Diktum über Staatskunst im Nuklearzeitalter verstanden wissen: Nicht sich selbst, sondern andere abschrecken, nötigenfalls auf den Abgrund zugehen, ohne zum Äußersten entschlossen zu sein, und die andere Seite rätseln lassen, wo die Grenze zwischen Bluff und Vabanque verläuft. Weil Dulles im politischen Personal des Warschauer Pakts ungezählte Wiedergänger hatte, lässt sich festhalten: Beiden Seiten war es um eine Schärfung der stumpfen Waffe zu tun, beide wollten aus dem militärisch Wertlosen politischen Mehrwert schlagen. Am Instrument des Krieges gerade in der Zeit seiner Entwertung festzuhalten, ist der archimedische Punkt des Kalten Krieges.

Im Unterschied zu 1914 konnte die Gereiztheit des Nuklearzeitalters im Zaum gehalten werden. Gleichwohl kam es regelmäßig zu unberechenbaren Konfrontationen, auf der südlichen Halbkugel auch zu einer Vielzahl von »heißen Kriegen«. Ob an der europäischen »Zentralfront«, ob im Nahen Osten, in Asien, Afrika oder Lateinamerika, allesamt wiesen diese Zuspitzungen über ihren konkreten Ort und Anlass hinaus. Sie handelten im Kern vom Kampf um Glaubwürdigkeit, und zwar auf eine Weise, die frappierend an das bei Barbara Tuchman beschriebene Treibhausklima des frühen 20. Jahrhunderts erinnert. Weil Atomwaffen nicht allein als Einschränkung militärischer Bewegungsfreiheit, sondern im gleichen Maße als Stärkung von Machtpositionen begriffen wurden, hingen die USA und die UdSSR exorbitanten Ambitionen nach, ablesbar an der Dauerrede über vermeintlich »lebenswichtige Regionen« jenseits der eigenen Grenzen. Im Grunde hatten sich beide Seiten die Verpflichtung zur kontinuierlichen Beglaubigung eines hypertrophen Status auferlegt. Die Sorge um Prestige, nationale Erniedrigung und Kontrollverlust, die Angst vor Demütigung, Schwäche oder Unzuverlässigkeit, der penetrante Appell, Wort zu halten, das Gesicht nicht zu verlieren, gegenüber Freunden stets verlässlich und gegenüber Feinden gleichermaßen unmissverständlich aufzutreten – im Kalten Krieg geriet der Kampf um Glaubwürdigkeit zu einem psychologischen Abnutzungskrieg.

Dementsprechend verhielten sich Diplomaten, Staatschefs und Militärs ein um das andere Mal wie Getriebene, bereit, in Krisen eine Entscheidung durch erhöhte Einsätze zu erzwingen: »Overload the enemy«,bürde dem anderen untragbare Lasten auf, wie es in der Sprache der Administration Eisenhower hieß.<sup>13</sup> Wer es einmal an Durchsetzungsfähigkeit und Führungsstärke missen lässt, so die in Ost wie West dominante Haltung, verschafft der Gegenseite einen schwer revidierbaren Positionsvorteil und lädt zu fortgesetzten Provokationen ein.

13 Vgl. Klaus Larres/Kenneth Osgood (Hg.), *The Cold War After Stalin's Death. A Missed Opportunity for Peace?*, Lanham u.a. 2006.

Es ging also um die Symbolik der Tat – in Schlüsselregionen wie Asien und Europa mit einer Entschiedenheit aufzutreten, die potenziellen wie realen Konkurrenten ihre Grenzen aufzeigte und sie in denselben hielt. »Wir werden unsere Stärke bündeln und wieder der Erste sein. Nicht der Erste, falls. Nicht der Erste, aber. Nicht der Erste, wenn. Sondern der Erste. Punkt.«<sup>14</sup> Dieses Diktum John F. Kennedys könnte man ohne Weiteres auch Chruschtschow, Breschnew oder Mao zuschreiben. Es kündigt von einer politischen Haltung, die anlässlich der Raketenkrise um Kuba beinahe aus dem Ruder gelaufen wäre und auch darüber hinaus verlässlich für Unruhe sorgte. Zu einer gefestigten Entspannungspolitik konnte es daher nicht kommen. Die um prägnante Formulierungen selten verlegene Barbara Tuchman hätte vermutlich geschrieben: Wir hatten Glück im Kalten Krieg.

Glück auch deshalb, weil jahrzehntelang mit dem wichtigsten politischen Kapital in der internationalen Politik Schindluder getrieben wurde: mit dem Vertrauen in die Zuverlässigkeit der Gegenseite. Dass Schockerfahrungen wie der Koreakrieg oder die Kubakrise ernüchternd wirkten, dass sich die Blöcke in Zeiten der *Détente* aufeinander zubewegten und dass gerade die Strategie der Abschreckung ein beiderseitiges Mindestmaß an Rationalität voraussetzte, ist trotz aller Evidenz kein hinreichend belastbarer Einwand. Allein die mit Hingabe variierte Unterstellung, Sicherheit sei nur mittels einer weltweiten Multiplikation des eigenen Gesellschaftsmodells zu erwirtschaften, hielt das Misstrauen am Leben. Nicht zu reden vom irrlichternden Alltag der großen Politik: Als beispielsweise die USA und die UdSSR 1972 diverse Rüstungskontrollverhandlungen erfolgreich abgeschlossen hatten, brachten amerikanische Spitzenpolitiker erneut das Kalkül mit dem Unkalkulierbaren und die Rationalisierung des Irrationalen ins Spiel. Ein Staat, so Richard Nixon und Henry Kissinger, der aus Angst vor atomarer Selbstvernichtung darauf verzichtet, Interessen auch mit militärischen Mitteln durchzusetzen, ist und bleibt zur Ohnmacht verdammt. Durchsetzungswille bedeutet demnach, Zweifel an rationaler Zurückhaltung zu säen. Wer also bereit ist, den *madman* zu spielen, vorsätzlich den Anschein von Kontrollverlust erweckt und am Ende dafür sorgt, dass die andere Seite zuerst zurückzuckt, sichert sich nachhaltige Positionsvorteile.<sup>15</sup> Offenbar kam die Botschaft in Moskau

14 John F. Kennedy, zitiert in: Martin Walker, *The Cold War. A History*, New York 1994, S. 132. Vgl. Shu Guang Zhang, »China's Strategic Culture and Cold War Confrontations«, in: Odd Arne Westad (Hg.), *Reviewing the Cold War. Approaches, Interpretations, Theory*, London/Portland 2000, S. 258–277.

15 Bernd Greiner, »Vietnam und die Falle des Nicht-aufhören-Könnens: Richard Nixon (1913–1994)«, in: Stig Förster/Markus Pöhlmann/Dierk Walter (Hg.), *Kriegsherren der Weltgeschichte. 22 historische Porträts*, München 2006, S. 373–393.



Die Historikerin und Publizistin Barbara Tuchman auf einer Konferenz 1971.

an; das Politbüro unter Juri Andropow jedenfalls war 1983 vom Willen und der Fähigkeit der USA zu einem nuklearen Präventivkrieg überzeugt. Derlei Fahrlässigkeit im Umgang mit Vertrauen erklärt auch die lange Dauer des Kalten Krieges, genauer gesagt: das aus dem Ersten Weltkrieg sattsam bekannte Phänomen des »Nicht-aufhören-Könnens«.

### III. Zufall, Offenheit, Kontingenz – und Verantwortung

So viel zu den mentalen und strukturellen Parallelen zwischen Erstem Weltkrieg und Kaltem Krieg. So überzeugend Barbara Tuchman die *longue durée* politischer Denkstile und Praktiken herausarbeitet, von Zwangsläufigkeit ist bei ihr keine Rede. Im Gegenteil. *August 1914* führt wie alle ihre Erzählungen auf die Pointe hin, dass alles zu jeder Zeit auch ganz anders hätte kommen können. Traditionen oder Strukturen rahmen eine Handlung, erklären aber nicht, wie innerhalb dieses Rahmens agiert und entschieden wird. Nuancen geben den Ausschlag, Zufälliges lenkt das Geschehen in eine unvorhersehbare Richtung, Unwahrscheinliches hebt Erwartbares oder Selbstverständliches aus. Tuchmans Interpretation lebt also vom Ausloten des Überraschungspotenzials und vom Vermessen der Offenheit.

Wenige erzählerische Kunstgriffe genügen, um diese Sichtweise plausibel zu machen. Bei der Schilderung des deutschen Vormarschs auf Paris beispielsweise versetzt Tuchman ihr Publikum in die Position von Zeitzeugen, die das Geschehen aus unmittelbarer Nähe und mit der Naivität direkt Beteiligter verfolgen. Man fiebert mit, als wäre der Ausgang des Dramas unbekannt oder längst in Vergessenheit ge-

© Library of Congress



Der als beratungsresistent bekannte britische General Henry Wilson auf einer undatierten Aufnahme.

© Wikimedia Commons



Zar Nikolaus II., 1912 in einer Pose festgehalten, die den von Tuchman diagnostizierten Eigensinn durchaus plausibel erscheinen lässt.

© Library of Congress/Bain News Service



Der undefinierbare Sir Edward Grey im Jahr der Julikrise.

raten.<sup>16</sup> Welche Volte wird als Nächstes kommen? Wird Paris nach der Flucht der Regierung am 2. September tatsächlich fallen? Werden die deutschen Blitzkriegsstrategen recht behalten und ihre Truppen vor Weihnachten wieder nach Hause schicken? Was führt Kluck mit dem Schwenk zur Marne im Schilde? Kann Joffre mit seiner unerschütterlichen Zuversicht einer demoralisierten Truppe neues Leben einhauchen? Dabei geht es nicht um Geschichtsschreibung im Konjunktiv oder die Unterstellung, dass Deutschland den Krieg gewonnen hätte, wenn diese oder jene Entscheidung anders getroffen worden wäre. Wohl aber wird ein Ausrufezeichen hinter die These von der Kontingenz historischer Prozesse gesetzt – mit den Mitteln konventioneller Ereignisgeschichte und unter Verzicht auf Theoriemodule jedweder Art.<sup>17</sup>

Ähnliche Effekte erzeugt Barbara Tuchman durch akribische, detailverliebte Porträts. Ihre Akteure handeln zwar nicht aus freien Stücken, aber sie sind, zumal wenn Zeit, Energie und Gewissheiten zur Neige gehen, das Zünglein an der Waage. Stärken und Schwächen, Irrtümer und Torheiten werden mit leichter Hand geschildert, nie besserwisserisch, oft mit beißendem Spott und durchgängig in einer Mischung aus Trauer und Melancholie über ignorierte oder unversehens in den Wind geschlagene Optionen. Unzulänglichkeit, vor allem Überforderung sticht dabei als wichtigste Facette hervor. »Wären alle sechs [Divisionen] dagewesen, sagte [der britische General Henry Wilson] mit jener großartigen Unfähigkeit, einen Irrtum einzugestehen, die ihn schließlich Feldmarschall werden ließ, ›so wäre dieser Rückzug ein Vormarsch gewesen und die Niederlage ein Sieg.«<sup>18</sup> – »An der Spitze stand ein Souverän [Zar Nikolaus II.], der nur einen einzigen Regierungsgedanken hatte: die absolute Monarchie intakt zu halten, die ihm von seinem Vater überkommen war. Da er weder Verstand noch Energie und Ausbildung für diese Aufgabe besaß, verließ er sich auf seine Günstlinge, seine Launen, seinen primitiven Eigensinn und andere Einfälle eines hohlköpfigen Autokraten.«<sup>19</sup> – »[Der britische Außenminister] Grey hatte sich eine Sprechweise angeeignet, die es ihm erlaubte, mit vielen Worten möglichst wenig zu sagen; ein Kollege meinte, es sei bei ihm schon fast zur Manier geworden, jedes offene Wort zu vermeiden.«<sup>20</sup> – »Der impulsive, unstete und immer neu begeisterte Kaiser [Wilhelm] wechselte seine Ziele von Stunde zu Stunde und sah seine diplomatische Betätigung lediglich als Übung an, ständig

16 Robert K. Massie, Vorwort zu Tuchman, *The Guns of August*, S. viii.

17 Tuchman, *August 1914*, S. 415–441, 459. Siehe auch die Ausführungen zum Leiter des britischen Expeditionskorps, Sir John French, nach der Landung in Frankreich auf S. 233.

18 Ebd., S. 275.

19 Ebd., S. 67.

20 Ebd., S. 87.

in Bewegung zu bleiben.«<sup>21</sup> Und so weiter und so fort in einer Ahnengalerie, die unvermeidlich fragen lässt, ob souveräne Eliten das Desaster nicht hätten abwenden können.<sup>22</sup>

Weil sie den Blick für Handlungsspielräume schärfen, sind kontrafaktische Überlegungen dieser Art hilfreich. Selbstverständlich lässt sich bis zum Ende aller Tage über ein alternatives Szenario mit führungsstarken und souveränen Persönlichkeiten debattieren. Unstrittig sind indes die Schwächen der tatsächlichen Akteure. Den einen mangelte es an Weitblick – Edward Grey zum Beispiel, der die Streitereien auf dem Kontinent als eine Art Sichtblende nutzte, um ungestört gegen irische Sezessionisten vorgehen zu können. Andere »suchten tastend ihren Weg zu weiteren Horizonten, ohne genau zu wissen, was sie wollten« – eine auf deutsche Diplomaten gemünzte Formulierung, die cum grano salis auch das politische Personal in Wien, Paris oder St. Petersburg gut beschreibt.<sup>23</sup> Als der Zar und Wilhelm II. am 27. Juli respektive in der Nacht zum 1. August die militärischen Ablaufpläne aufhalten wollten, weil ihnen plötzlich vor den Konsequenzen ihres Zockens graute, war es längst zu spät. Die Dynamik der Mobilmachung rollte über ihre kurzsichtigen Auftraggeber hinweg.<sup>24</sup>

Trotz alledem verweist Barbara Tuchman nachdrücklich auf die Grenzen des Zufälligen und Kontingenten. »Europa war ein Haufen von Schwertern, die wie Mikadostäbchen übereinanderlagen; keines konnte herausgezogen werden, ohne dass die anderen sich bewegten.«<sup>25</sup> Dass dieser Haufen von Schwertern in Bewegung geriet, geht auf das Konto mehrerer Akteure: Serbien, Österreich-Ungarn, Russland und Frankreich in jedem Fall, vorneweg aber das Deutsche Kaiserreich. Als Berlin am 5. Juli seinem österreichischen Bündnispartner die bedingungslose Unterstützung zugesagt und sich mit diesem Blankoscheck der Handlungslogik Wiens unterworfen hatte, stimmte es damit zugleich einen Abgesang auf die Diplomatie an. In Tuchmans Worten: »Das war das Signal, das den unaufhaltsamen Ansturm der Ereignisse auslöste.«<sup>26</sup> Man mag die deutsche Politik für unbedacht, tollkühn oder schlicht dumm halten. Man kann auch unterschiedlicher Meinung darüber sein, was schwerer wog: der Welt die militärische Inkompetenz Russlands vor Augen halten zu wollen, die Überschätzung der eigenen Möglichkeiten, der Wahn, mit einem kleinen Krieg auf dem Balkan nichts zu riskieren, oder aber die Inszenierung

21 Ebd., S. 12.

22 Ebd., S. 40, 67–69, 95, 125f., 326.

23 Ebd., S. II. Siehe auch S. 90f., 95, 101f.

24 Ebd., S. 79f., 82, 89.

25 Ebd., S. 26.

26 Ebd., S. 79. Siehe auch S. 35, 85.

des *madman*, eine Machtprobe im Gewand nonchalanter Hemdsärmeligkeit. In jedem Fall wurde ein riesiger Stein ins Rollen gebracht und eine kaum steuerbare Dynamik ausgelöst. Kontingenz? Zufall? Verkettung unglücklicher Umstände? Wohl kaum. Die einschlägigen Synonyme verblassen allesamt vor einem so altmodischen wie zeitlosen Begriff: Verantwortung.

Auch deshalb ist *August 1914* ein Buch von dauerhaftem Wert. Indem Barbara Tuchman zeigt, dass es eben nicht allein vom Zufall abhängt, ob Handlungsspielräume eröffnet, verengt oder geschlossen werden, dass auch in offenen Entscheidungssituationen am Ende immer noch entschieden wird und dass die auf Schwarz fallende Kugel nur deshalb ein Desaster auslöst, weil jemand vorher alles auf Rot gesetzt hat – indem sie dergleichen beharrlich im Bewusstsein hält, entwirft sie *avant la lettre* das Gegenmodell zu historiografischen Moden unserer Tage.<sup>27</sup> Mit einer Geschichtswissenschaft, die sich in der Beschwörung von Offenheit ergeht und aus Kontingenz einen essenzialistischen Begriff macht, ohne über die Ironie dieses Vorgangs zu stolpern, hätte die Grande Dame aus den USA nichts anfangen können. Und Historien Gemälde im Geiste der avantgardistischen Moderne, mit einer Vorliebe für konturlose Übergänge und schemenhafte Gestalten, waren ihr ohnehin fremd. Einem Streit aber wäre sie nicht aus dem Weg gegangen. Im Gegenteil. Sie hätte ihn mit spitzer Feder und großem Genuss geführt – und mit prominenter Unterstützung von deutscher Seite.<sup>28</sup>

27 Gespiegelt wird diese neue Beliebigkeit in der fachöffentlichen wie feuilletonistischen Rezeption von Christopher Clarks Buch über den Ersten Weltkrieg: *Die Schlafwandler*. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog, München 2013.

28 Darunter: Annika Mombauer, *Die Julikrise*. Europas Weg in den Ersten Weltkrieg, München 2014; Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich, *Deutschland im Ersten Weltkrieg*, Frankfurt am Main 2013; Oliver Janz, *Der Große Krieg*, Frankfurt am Main/New York 2013; sowie Jörn Leonhard, *Die Büchse der Pandora*. Geschichte des Ersten Weltkriegs, München 2014.